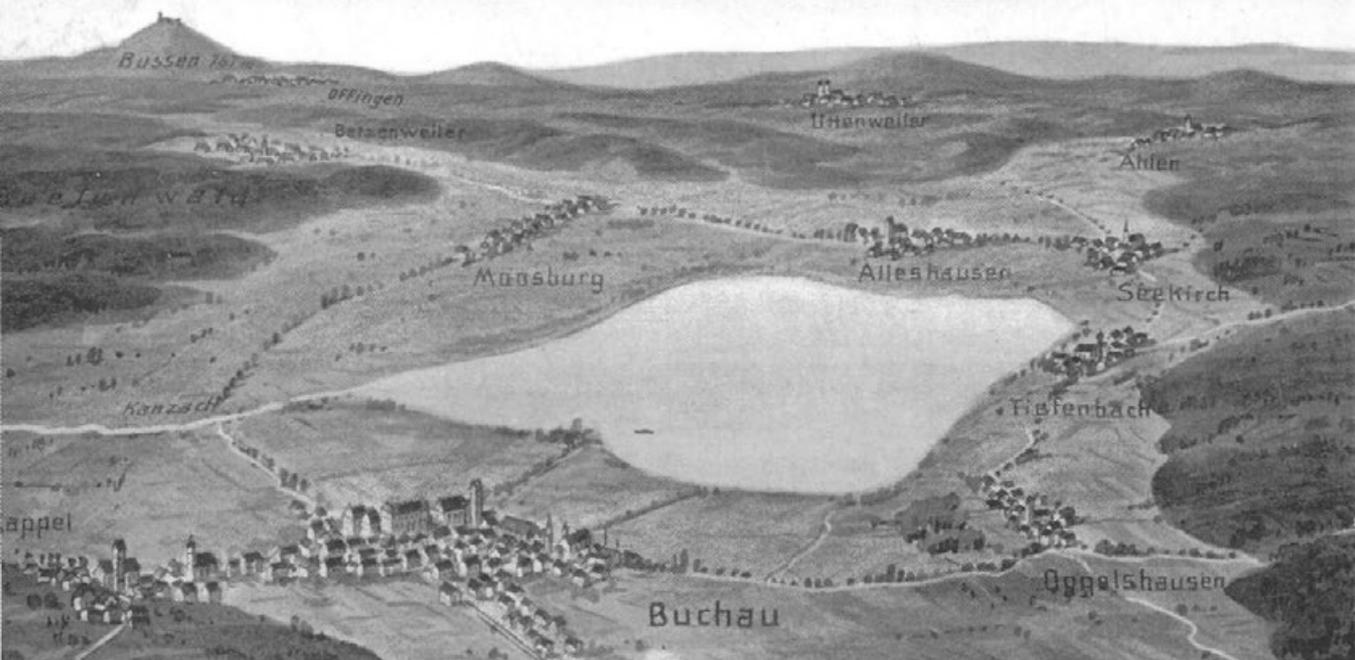


Federsee u. Umgebung aus der Vogelschau.



Der Federsee mit seinen Ortschaften: Postkarte von 1913.

Von Prälat Paul Kopf, Stuttgart

Kindheit und Jugend am Federsee (1930–1946) Ein Beitrag zur Sozialgeschichte Oberschwabens

Prälat Paul Kopf, geboren 1930 in Tiefenbach am Federsee, war nach seiner Priesterweihe in Rot an der Murr im Jahre 1955 seit 1960 Pfarrer in Steinheim an der Murr und ab 1982 Ludwigsburg-Neckarweihingen sowie seit 1968 Dekan des Landkapitels Ludwigsburg und ab 1982 Kreisdekan. Seit 15. März 1996 ist er Leiter des Katholischen Büros Stuttgart, des Kommissariats der Bischöfe in Baden-Württemberg bei Landesregierung und Landtag. Bis heute aber ist er mit seiner Heimat eng verbunden geblieben.

Schon erwachsen, fragte ich die Mutter, wie es eigentlich bei meiner Geburt zugegangen sei. Sie erwiderte: „Recht ungeschickt, denn es war mitten im Heuet und wir hatten die Stockackerwiese und die Höllweite gemäht und sollten das Heu heim holen.“ Da kam ich dazwischen und bestimmte den Tagesrhythmus, wie es später in der Regel nicht mehr sein sollte. Bäuerliches und kirchliches Milieu gaben im Leben der Menschen in der Zeit nach dem Ersten (1914–1918) bis nach dem Zweiten Weltkrieg (1939–1945) in meiner Heimat den Ton an. In dieser Zeitspanne liegen die Jahre meiner Kindheit und Jugend in Tiefenbach am Federsee mit seinen 337 Ein-

wohnern (1939), die alle der katholischen Kirche angehörten und fast ausnahmslos in der Landwirtschaft beschäftigt waren. Ein paar unverheiratete Frauen gingen in die Fabrik nach Buchau. Sie waren „Fabrikler“ bei der Trikotfirma Moos, die politisch bedingt 1938 an die Firma Götz übergang, d. h. der jüdische Besitzer musste verkaufen. Die spannungsvolle Zeit von nicht einmal zwei Jahrzehnten konnte in meinem Leben vielfältige Spuren hinterlassen, denen im Folgenden nachgegangen sei.

Erste Erinnerungen führen mich in eine Stube mit vielen Vögeln. Da unsere Mutter in der Landwirtschaft hart mitarbeiten musste, war es notwendig, die Kinder irgendwo unterzubringen. Meine Schwester Maria (Jg. 1929), ich (Jg. 1930) und meine jüngere Schwester Irmgard (Jg. 1932) kamen in der Heu- und Erntezeit zu Petermanns Rese (Theresia Breichler), die unsere „Kindsmaid“ war, denn es gab im Dorf keinen Kindergarten. Ein solcher wurde erst während des Krieges 1941 von der NSV, der Nationalsozialistischen Deutschen Volkswohlfahrt, in Blersches Speicher, dem Ausdinghaus von Karl Blersch, eingerichtet. Unsere Nachbarin schwärmte von da an von Tante Siglinde. Der Mann unserer Kinderfrau, Hansjörg (Ge-

org) Breichler, war Pfründner, hatte aber den wichtigen Dienst des Mesners an der 1414 erbauten St.-Oswald-Kapelle zu versehen. Das tägliche Läuten am Morgen, Mittag und Abend, vor allem aber im Sommer das Läuten des Wetterglöckleins bei herannahenden Gewittern – die vor allem dann gefährlich wurden, wenn sie aus Richtung Bernried/Uibet dem Dorf zukamen, wodurch 1937 nicht nur schwerer Hagelschlag die Flur verheerte, sondern auch der Blitz das Wohn-, Stall- und Scheunengebäude von Amtsdieners Bär einäscherte – gehörten zu seinen Aufgaben ebenso wie das Aufziehen der Kirchenuhr; war diese doch von weit her zu sehen und somit ein wichtiger Orientierungspunkt für die Leute.

Das Erdbeben von 1935 ist meine erste bewus-tere Erinnerung an ein einschneidendes Ereignis. In Kappel, so hörte ich die Nachbarin erzählen, sei die Kirche durch das Erdbeben schwer beschädigt und auch in Seekirch seien Schäden eingetreten. Die Leute waren in Sorge ob dieses Ereignisses, zumal noch ein Nachbeben erfolgte. Selbst der Bischof von Rotenburg, Joannes Baptista Sproll (1927–1949), kam nach Kappel, um die Schäden an der Kirche zu besichtigen. So ganz genau konnte ich dies noch nicht einordnen. Umso besser meinen ersten Schultag 1937. Da bekam ich das Spannungsfeld meiner Eltern zwischen Landwirtschaft und Kindern hautnah zu spüren. Die Eltern waren von der Arbeit so aufgesogen, dass wir Kinder es nicht immer leicht hatten. Vor allem die Mutter, die Triebfeder des Hofes, meinte, sie müsse den Betrieb auf Hochtouren halten. Sie stammte aus einem für damals groß bezeichneten Hof aus Otterswang bei Bad Schussenried und heiratete „nach unten“, denn unser Anwesen umfasste nur 12 Hektar, wovon ein Teil noch fast unbrauchbare Streuwiesen und Wald waren. Etwas peinlich, zumal Mutters Vater dort eingehiratet hatte und von einem Hof in Fronhofen, der Einöd, stammte, der zumindest im Selbstbewusstsein noch größer zu sein schien. Mit dieser Situation konnte sie sich nie abfinden und suchte dieses angebliche Defizit durch Leistung auszugleichen. Ihre Kinder, so hoffte sie, sollten den Weg wieder etwas nach oben gehen können. Unter derlei Vorzeichen stand mein erster Schultag auf der Verliererseite, denn ich hatte bei Schulbeginn keinen Schulranzen. All die vielen Bitten der Tage zuvor halfen nichts. Die Eltern nahmen sich keine Zeit, um in das Städtchen Buchau zu fahren. Meine ältere Schwester war in günstigerer Situation. Sie bekam ihren Schul-

ranzen vom Götte in Otterswang als Osterhasen. Die Otterswanger hatten aber ausgerechnet in meinem Jahrgang auch einen Erstklässler, wodurch ich mit einem Schulranzen nicht zum Zuge kam. Sieben Erstklässler waren wir in unserer einklassigen Dorfschule mit Lehrer Sebastian Haug. Vier Buben und drei Mädchen gingen den Schulberg hinauf und wurden ohne große Formalitäten eingeschult. Etwas beschämt trug ich als einziges Kind Tafel und Griffellade in der Hand und dies für eine ganze Woche, bis endlich der Tag kam, an dem mir ein Schulranzen gekauft wurde. Dessen Qualität war zwar schlechter als der meiner Schwester, aber immerhin so gut, um später meinen 1939 geborenen Bruder Erwin noch ganz auszuhalten. Ähnlich erging es mir, als der Vater das Zeugnis meiner Schwester und mir nach der zweiten Klasse unterschreiben sollte. Da Vater und Mutter gerade Mist geladen haben, schien dies ein unmögliches Verlangen zu sein. In dieser Not, es war die letzte Abgabemöglichkeit für das Zeugnis, unterschrieb ich mit dem Namen des Vaters selber mit meiner Kinderschrift und tat dies auch für meine Schwester. Für diesen Missgriff wurde ich vom Lehrer hart gescholten und bekam als „Belohnung“ zwei Taten.

Prälat Kopf am 20. Dezember 2000 am Rednerpult des Landtags anlässlich einer Anhörung im Innenausschuss des Landtags von Baden-Württemberg über das Thema „Gewalt von rechts und links“ als Vertreter der Kirchen in Baden-Württemberg.





Großvater, Eltern und Schwester abfahrbereit auf den Acker (1936).

Die einklassige Schule hatte einen Lehrer für Ober- (5–8) und Unterklasse (1–4) zusammen. Da im Dorf niemand etwas anderes kannte, war jedermann zufrieden, obwohl wir wussten, in der Nachbargemeinde Oggelshausen gibt es einen Unter- und Oberlehrer und zwei Schulräume. In der Unterklasse unterrichtete sogar eine Lehrerin. Um diese Zeit hatten wir und mehrere andere Bauern einen großen Sturmschaden im Wald, wodurch der Großteil des Baumbestandes (2,5 Morgen) gerodet und anschließend neu bepflanzt werden musste. In dieser Situation sprach der Vater mit mir im Wald und meinte: „Jeder hat nur einmal den Nutzen des Waldes. Was jetzt gepflanzt wird, kann ich nicht mehr ‚hauen‘, das macht der nächste und der auch nur einmal. Dieser nächste, der bist du, aber auch nur einmal.“

Ansonsten bekam ich bis zur dritten Klasse keine besonderen Ereignisse mit. Dann aber umso mehr. Am 27. August 1939, zu später Stunde, kam Adlerwirt Karl Ahlemann, Postagent und dadurch auch mit Telefonanschluss für die Gemeinde ausgestattet, und sagte beim Eintritt zum Vater: „Lorenz, der Stellungsbefehl. Du musst am Sonntag einrücken.“ Das war eine bittere Stunde für die ganze Familie, inzwischen durch die Geburt unserer Schwester Rosina im September 1938 auf vier Kinder angewachsen. Der Abschied des Vaters am Sonntagmorgen war herzzerreißend für Mutter und Kinder. Bis ein Stück über den Ortsetter hinaus begleiteten Mutter und ich den Reservisten aus dem Ersten Weltkrieg (Jg. 1896), der zu

Im ersten Schuljahr mit Schwester Maria (Jg. 1929).



Fuß nach Biberach lief und von dort per Zug in seine Kaserne nach Ulm fuhr. Alsbald schrieb er seine Feldpostnummer 075896. Es war gerade die Zeit zum Öhmden. Nachbarn halfen in Stall und Feld. Am 1. September brach der Krieg dann aus. An diesem Tag war das Öhmd von der Stockwiese und der Höllweite einzufahren. Die Brüder Georg und Oswald Nerz halfen. Oft denke ich noch an diesen Tag, denn beide sind später im Krieg gefallen. Da Georg im Heimatlazarett starb, wurde er auf unserem Friedhof in einem weißen Sarg begraben. Das erste Soldatenbegräbnis für Karl Kopf, Küfers (1943) imponierte mir vor allem durch die auf dem Sarg liegende Hakenkreuzfahne. Wie wir am Abend dieses 1. Septembers 1939 beim Vesper saßen, läuteten die Kirchenglocken als Feuerglocken. Der Blitz hatte in das Anwesen des Bauern Alfons Hepp, Neubauers, eingeschlagen. Dieser stattliche Hof brannte 1926 schon einmal ab, wurde bald wieder aufgebaut. Und nun schlug der Blitz ausgerechnet in das mir so sympathische „Aufzughaus“. Lichterloh brannte das Haus, als wir dort ankamen. Die Feuerwehr war auch schon da. Die Leute sprachen, Krieg und Blitzschlag an einem Tag, das ist ein böses Omen. Auch mussten im Dorf damals mehrere Männer und Jungmänner einrücken.

Unsere Großmutter Viktoria geb. Müller (Jg. 1866), aus Stafflangen gebürtig, wohnte im 1928 nach der Hofübergabe erbauten Speicher (Ausdinghaus) am Ortsrand Richtung Oggelshausen. Sie half bei den Feldarbeiten immer fleißig mit. Doch zwischen Mutter und Großmutter gab es fast naturgemäße Spannungen, die mir gar nicht recht waren, denn ich liebte die Großmutter heiß und innig. Sie war für mich eine besondere Person. Großvater Johann Kopf (Jg. 1860) starb am 7. Februar 1938. Darüber war ich sehr traurig. Am Tag seiner Beerdigung hat es so geschneit, dass der Totenwagen fast nicht fahren konnte. Großmutter musste an diesem Morgen zuerst den Weg zum Haus bahnen. Ich war schon bei ihr, als die Sargträger – Männer aus der Nachbarschaft – kamen, um den Sarg auf dem Hof aufzustellen, damit die Leute noch Weihwasser geben konnten. Über diese Männer war ich wütend, denn sie trugen mir den Großvater fort. Nie habe ich ihnen diese Tat verziehen. Bei der Beerdigung kam mir die Ehre des Kreuzträgers zu. Auf dem Weg zum Friedhof in Seekirch (2,5 km) saß ich mit dem Kreuz neben dem Kutscher des Leichenwagens, der von zwei schön geschmückten Pferden gezogen wurde und dem die

Trauergemeinde folgte. Der Beerdigung folgte das Requiem. Nach dem Gottesdienst gingen die Angehörigen wieder auf den Friedhof und beteten am nun schon geschlossenen Grab die „fünf Wunden“, ein besonderes Gebet für die Verstorbenen. Dann ging es in die Gaststätte Adler nach Tiefenbach zum Totenmahl. Zum ersten Mal war ich dabei. Die Bratwürste und der Kartoffelsalat schmeckten so gut, dass ich dachte, wenn bald wieder eine Beerdigung wäre, könnte ich wieder so gut essen. Aber da gab es für mich ein großes Problem. Da müsste ja jemand sterben und die älteste Person wäre ja die Großmutter, und die durfte auf keinen Fall sterben. Zum Ende des Mahles kam die Wirtin, stellte Kreuz und Kerzen auf ein Tischlein und alle Anwesenden beteten wiederum die „fünf Wunden“. Es war ein würdiger Abschluss des Begräbnisses. Der Großvater hatte einen recht ansprechenden Ruheplatz erhalten. Gerade um diese Zeit wurde der Friedhof neu geordnet und es wurden Familiengräber ausgewiesen. Obwohl Großmutter fast kein Bargeld besaß, kaufte sie ein Familiengrab, das 50 Reichsmark für eine Belegzeit von 40 Jahren kostete. Wenige Wochen später ging sie nach Seekirch, um das Grab zu bezahlen. Es kommt eben auch noch der Grabstein, meinte sie, und den bestellte sie zum Jahrtag bei Steinhauer Walter in Uttenweiler.

Um diese Zeit, so bekam ich von Erwachsenen mit, gab es immer wieder ein Munkeln über Ausschreitungen gegen Juden im nahen Buchau. Die müssten ihre Häuser verkaufen, und es sei nicht erwünscht, in Judengeschäften einzukaufen. Eines Morgens hörte ich, noch im Bett liegend, wie unsere Nachbarin Anna Zoll zu uns herüberrief, in Buchau brenne die Synagoge. Wenige Tage später musste ich auf dem Leiterwagen die „Kohlrabenmühle“ zum Schärfen der Blätter zum Schmied Seifritz nach Buchau bringen. Meine Schwester Maria half mir dabei. Wie wir in die Nähe der Synagoge kamen, ertönte über Lautsprecher der Ruf: „Vorsicht Sprengung“. Es folgte ein lautes Getöse und die Reste einer Außenmauer der Synagoge stürzten ein. Die abgeführten Steine lagen noch während des ganzen Krieges an einem Seeweg Richtung Oggelshausen, wodurch ich später tagtäglich daran erinnert wurde.

Mit den Juden stand unser Vater in vielfältiger Verbindung. Viehhändler Martin Kahn kam oft ins Haus. Bald durfte ich bei derlei Handelsgeschäften dabei sein und hörte so manches Wort mit. Bevor der Handel per Handschlag besiegelt wurde, gab es in der Re-

gel die Bedingung unseres Vaters: „Ja, aber für den Buben noch eine Mark.“ Martin Kahn war damit immer einverstanden. So kam ich zum ersten Taschengeld. Ein anderes Geschäft, mit einem jüdischen Makler vorgesehen, hätte unser Leben beinahe grundständig verändert, doch es kam im letzten Augenblick nicht zustande. Unsere Mutter wollte unbedingt einen größeren Hof. Immer wieder gab es Kaufangebote. Die noch entfernt verwandte Familie Schmidberger hatte in Stuben bei Altshausen ein Anwesen erworben. In der Nähe von Aulendorf wurde der jüdische Makler auch für uns fündig. Da wir gerade gedroschen haben, als der Makler zum Schlussgespräch kam, wurde der Motor abgestellt. Vater, Mutter, der Makler und ich begaben uns in die Wohnstube. Der Vertrag wurde vorgelegt, vorgelesen und war zur Unterschrift fertig. Vater stand auf und anstatt zu unterschreiben, zerriss er das Papier. Da sagte der Makler: „Dann kann ich ja gehen“ und verließ das Haus.

Auch Großmutter hatte Beziehungen zu Juden. Sie fütterte einige Hühner, wegen deren Auslauf allerdings ständig Unstimmigkeiten mit dem Nachbarn entstanden. Wenn sie ein Huhn verkaufte, trug sie es in einem Sack zu Fuß zum bekannten Kaffeebesitzer Moritz Vierfelder, dessen Haus unweit der Synagoge in Buchau stand. Das sei bei den Juden so vorgeschrieben, sagte sie auf die Frage, warum sie denn die Henne im Sack nach Buchau trage. Die Eier von den Hühnern und der Erlös bei deren Verkauf waren das Bargeld von Großmutter, die nicht viel brauchte, weil sie kein elektrisches Licht im Haus installieren ließ und daher kein Stromgeld bezahlen musste. Sie zündete Kerzen an, saß ansonsten im Dunkeln, benötigte zum Rosenkranzbeten kein Licht und ging bald ins Bett. Bei der Hofübergabe 1928 wurde zwar geschrieben, so sagte sie mir, die „Alten“ hätten eine bestimmte Summe Bargeld zu erhalten. Aber meine Eltern hatten doch selber keines und mussten für die inzwischen sechs Kinder sorgen. Großmutter hatte Verständnis, wenngleich ein paar Mal im Jahr der Vater am Sonntagnachmittag zu seiner Mutter ging, um ihr 20 Mark zu bringen. Ein schwarzer Tag im Haus war, wenn die Stromableserin kam und das Stromgeld gleich bar kassieren wollte, was des Öfteren mangels Geld nicht möglich war und die Ableserin vertröstet werden musste. Da spürte ich die Sorgen der Eltern um das tägliche Brot für die Familie. Dabei war unsere Mutter sehr um das Essen für die Familie besorgt. Es gab mangels anderer Möglichkeiten sehr viel Salat,

Gemüse und Kartoffeln. In der Regel wurde für das Sonntagsessen bei Metzger Bollinger in Buchau ein Pfund Fleisch gekauft. Wenn ein Huhn geschlachtet wurde, erhielten Vater und ich als ältester Bub einen ganzen Fuß, die anderen nur einen Flügel oder etwas Weißfleisch und „Fülle“. Ein paar Mal im Jahr waren wir dann alle traurig, wenn es weder zu Fleisch noch Huhn gereicht hatte, denn dann fehlte auch die Brühe für die gute Nudelsuppe. Dafür bot geräuchertes Fleisch keinen Ersatz.

Das Jahr 1939, mein drittes Schuljahr, war wie schon erwähnt getrübt durch den Kriegsbeginn. Dass da mit der Partei was ist, merkte ich schon seit längerem. Bereits im ersten Schuljahr durften wir die Pfahlbauausgrabungen in Buchau besichtigen. Ein ausgestellter Einbaum interessierte uns mehr als die vielen Hakenkreuzfahnen und das Gerede über unsere Vorfahren, die Germanen. Im November 1939 wurde Bruder Erwin geboren. Vater bekam Sonderurlaub. Er war am Westwall in Appenweiler/Baden und dann in Altheim bei Horb bei einer pferdebespannten Truppe stationiert, bis er im Frühjahr 1940 aus Altersgründen (44 Jahre) entlassen wurde. Wenn ein Geschwisterchen geboren wurde, gab es etwas ganz Besonderes. Nach der Geburt kamen Nachbarn und Verwandte zum „Weisen“, d. h. sie brachten einen Hefekranz, was wir ansonsten nur selten gesehen hatten. Da der Vater auch noch ein paar Bienenvölker pflegte, hatten wir etwas Honig, der mühsam handgeschleudert wurde. Das Höchste für die Familie war Zopfbrot mit Butter und Honig. Und das gab es ja nach dem „Weisen“ zur Genüge.

Die Dominanz des kirchlichen Milieus

Unsere Pfarrgemeinde St. Mariae Himmelfahrt Seekirch umfasst die drei politischen Gemeinden Alleshäuser mit dem Weiler Brasenberg, Seekirch und Tiefenbach, wobei von der politischen Gemeinde Seekirch der Ortsteil Ödenahlen nach Ahlen und von Tiefenbach Streitberg und Maierhof nach Stafflangen eingepfarrt sind mit der Folge, dass die Kinder dieser Orte sich durch das kirchliche Leben nicht kennen lernten. Die Leute von Streitberg und Maierhof sah ich nur bei besonderen Anlässen wie Wahlen oder sonstigen Vorgängen, zu denen sie nach Tiefenbach aufs Rathaus kommen mussten, bis sie 1977 nach Stafflangen eingemeindet wurden. Der Pfarrer der Gemeinde hieß Georg Baur (1906–1991). Sein Vorgän-

ger Raphael Hartmann (1885–1980) hat mich 1930 in der Pfarrkirche getauft, wechselte aber 1935 nach Rupertshofen, wo er 1939 wegen des Gottesdienstes für Polen fünf Monate eingesperrt wurde, was große Unruhe verursachte. Bei frostigstem Wetter habe ich ihm im Januar 1980 auf dem Friedhof in Kappel den letzten Dienst der Kirche sozusagen als Dank für seinen ersten an mir erwiesen.

Für mich wurde Pfarrer Baur die prägendste Pfarrersgestalt. Sein Religionsunterricht gefiel mir gut. Bei besonderen Anlässen zeigte Pfarrer Baur auch eines der Bilder von Maler Fugel, die im Schrank der Schule aufbewahrt wurden. Der Gruß für den Pfarrer in der Schule lautete anders als bei einer Begegnung auf der Straße. Wenn der Herr Pfarrer auf der Straße gesehen wurde, mussten wir Kinder sofort auf ihn zugehen und ihm die Hand mit den Worten reichen: „Gelobt sei Jesus Christus.“ Wann immer möglich, suchte ich derlei Situationen zu entkommen. Noch schlimmer war es aber, wenn der Pfarrer einen Versehgang hatte und, begleitet von Mesner oder Ministrant, in Talar und Chorrock durchs Dorf ging, wobei der Begleiter mit einem Glöcklein sein Kommen ankündigte. Waren wir Kinder zu Hause, mussten wir wohl oder übel, von der Mutter bedrängt, mit gefalteten Händen vors Haus stehen, bis der Herr Pfarrer vorbei war. Waren wir auf der Straße und hörten das Glöcklein, sind wir Kinder in der Regel hinter einem Haus oder einer Hecke verschwunden. In der Schule lautete der Gruß für den Herrn Pfarrer bei dessen Betreten des Schulzimmers: „Heil Hitler, Gelobt sei Jesus Christus.“ Dann wurde gebetet. In der Schule wurde zu Beginn des Morgenunterrichts ebenfalls gebetet. Anfangs des Krieges musste Lehrer Haug für einige Zeit einrücken und es kam eine Vertretung. Von diesem Lehrer weiß ich nur noch, er hat das Beten nicht abgeschafft, sondern ist, während die Kinder ohne Lehrer beteten, mit dem Rücken zu den Kindern hinter die Schultafel gestanden. Das kam mir recht merkwürdig vor.

Die Vorbereitung auf Beichte und Erstkommunion geschah nicht nur im Religionsunterricht der Schule, sondern auch im Beicht- und Kommunionunterricht, der mit den Kindern der anderen Gemeinden aus der Pfarrei im Seekircher Schwesternhaus stattfand. Dort war im Untergeschoss eine Art Schulzimmer eingerichtet. Oben wohnten seit der Errichtung der Schwesternstation (1930) die Franziskanerinnen aus dem Kloster Reute, meistens drei, die eine als Krankenschwester, die andere als Handarbeitsschwester in

der Schule und die dritte für den Haushalt, die Strick- und Nähsschule. Die Schwestern standen in hohem Ansehen und wurden von den Leuten aller drei Gemeinden gut gehalten und versorgt. In diesem Unterricht lernten wir unsere Jahrgänger noch näher kennen. Bisher waren diese nur vom sonntäglichen Gottesdienst als Nachbarn in den Kinderbänken der wunderschönen, aber kalten Pfarrkirche bekannt. Die Vorbereitung auf Beichte und Kommunion hielt der Herr Pfarrer. Die Unterscheidung zwischen Hauptsünden und lässlichen Sünden, zwischen Furcht- und Liebesreue war das Wichtigste. Diese Differenzierung wurde für mich und wahrscheinlich auch die anderen schon recht schwierig, wie überhaupt die Erinnerung an die Beichte bei den düsteren Kapiteln meines Lebens angesiedelt ist.

Der Tag der Erstkommunion am 31. März 1940 war ein Höhepunkt für uns Kinder. Die nochmalige Beichte am Tag zuvor sollte wiederum der entsprechenden Vorbereitung dienen. Und dann war es halt ganz wichtig, das Gebot der Nüchternheit strikt einzuhalten, um der Würde des Geschehens keinen Ab-

Die Pfarrkirche Mariae Himmelfahrt Seekirch.



bruch zu tun. Mein Kommuniontag war der Erste im Krieg. Als Gast kam nur die Patin, weil der Götte selber auch ein Kommunionkind hatte und dadurch nicht kommen konnte. Das einzig Besondere beim Essen dieses Tages war, es gab zum Kaffee einen Kuchen mit rosaroter Glasur. Der Götte wäre sicher aus diesem Anlass mit der Chaise angereist, wie einige Male der Otterswanger Großvater. Dabei wurden die Pferde im Gaststall des Wirtshauses „Zum Adler“ eingestellt und vor der Heimfahrt wir alle noch dorthin eingeladen. Bei einem Besuch unsererseits in Otterswang vollzog sich derselbe Ritus umgekehrt, nur ohne Chaise, weil wir keine hatten. Vor der Abreise in Otterswang mussten unbedingt Pferde und Vieh im Stall besichtigt werden, was mich überhaupt nicht interessierte. In Otterswang lief ich viel lieber mit den Geschwistern in den Garten und zählte die Wagen der zahlreichen Züge, die wenige hundert Meter entfernt auf der Bahnlinie Schussenried–Aulendorf vorüberfahren. Zwei Erinnerungen blieben mir vom Kommuniontag haften. Da die Uhr von Sonntag auf Montag auf Sommerzeit umgestellt wurde, gab es am Abend des Kommuniontages in Tiefenbach ein großes Rätselraten, ob der Gottesdienst am Montagvormittag, dem 1. April, nach der alten oder neuen Zeit stattfinden würde. Der Pfarrer hat sich nämlich nicht immer an die staatlich vorgegebenen Regeln des Zeitumstellens gehalten. Er wollte diese Hitlerzeit nicht. Unser Herr Pfarrer war kein schlechter Pädagoge. Wohl ermuntert durch die aufkommende Bibelbewegung bot er als Kommunionandenken um 1,30 RM, wie ich noch heute auf der Innenseite feststellen kann, ein „Neues Testament“ aus dem Kepplerhaus Stuttgart an, das die meisten kauften. Für mich wurde dieses Büchlein zum Lebensbegleiter, und wann immer, auch heute noch, ein Schrifttext von mir ausgesucht wird, dann in meinem Kommunionandenken, unbeschadet neuerer Übersetzungen.

Dieses Büchlein zur Erstkommunion wurde mir Erinnerung an Pfarrer Georg Baur, der uns alsbald nach dem Weißen Sonntag auf die Firmung am 10. Juni 1940 in Buchau vorbereitete. Weihbischof Franz Josef Fischer (1871–1958) aus Rottenburg erteilte 402 Kindern der Federseegegend das Sakrament, von dem wir nicht viel verstanden haben. Da der Firmungsgottesdienst sehr lange dauerte und wir zudem vorher schon in Seekirch bei einem Frühgottesdienst kommuniziert hatten, konnten wir uns in der Zwischenzeit auf dem Kirchplatz aufhalten, bis jemand

aus der Kirche herauskommend laut rief: „Die Seekircher kommen jetzt dran.“ Dann sind wir schnell hineingerannt und wurden gefirmt.

Der sonntägliche Kirchgang war selbstverständlich. Angeboten wurden Frühmesse und Hauptgottesdienst, wobei die Frühmesse ohne Predigt stattfand, die Sonntagspflicht also schneller erfüllt war. Am Sonntagvormittag war unser Dorf so gut wie ausgestorben. Um die Sicherheit zu gewährleisten, mussten zwei Männer den „Dorfhüter“ machen. Sie hatten einen besonderen Stab, den sie nach vollbrachtem Gang nach einer bestimmten Ordnung dem nächsten weitergaben. Ob die „Dorfhüter“ vom Besuch des Gottesdienstes dispensiert waren oder in die Frühmesse gehen mussten, ist mir nicht bekannt. Durch den Ausbruch der Maul- und Klauenseuche im Frühjahr 1938 wurde dieser Rhythmus unterbrochen. Zuerst, so erzählten die Leute, sei die Seuche in Sauggart ausgebrochen. Sie griff schnell um sich und kam nach Alleshäusern und Seekirch. Durch die Sperrung der Dörfer konnte der Sonntagsgottesdienst nicht mehr stattfinden. Als letzte Gemeinde der Pfarrei gelangte die Seuche über Oggelshausen nach Tiefenbach. Das erste „Opfer“ wurde recht schief angesehen und musste schon die Bemerkung hören: „Der hat die Klauenseuche in den Ort gebracht.“ Jede befallene Hofstelle wurde mit Stangen abgeriegelt. Nach einiger Zeit waren auch wir dran. Pfarrer Baur hielt nun für jede Gemeinde den Sonntagsgottesdienst in der Kapelle, was ganz angenehm empfunden wurde; war der Weg in die Pfarrkirche, in der Regel zu Fuß zurückgelegt, doch recht weit und vor allem im Winter bei Eis und Schnee sehr beschwerlich. Die Maul- und Klauenseuche wurde als Heimsuchung empfunden. Die Milch konnte in der Molkerei nicht mehr angeliefert werden. In dieser Situation holten die Leute die Butterfässer und Zentrifugen der früheren Generation von den „Lauben“ (Bühne) herunter und „butterten“ und „kästen“, was dann während des Krieges wiederholt wurde, wobei ich in der Drogerie Löscher die „Lab“ zum Gerinnen zu besorgen und den „reifenden“ Käse zu pflegen hatte. Das war der romantische Teil der Geschichte. Dabei wurde von den Großeltern viel erzählt, wie im Hof in früheren Zeiten gewirtschaftet wurde. Für einige Monate wurde ihre Zeit wieder Gegenwart. Seltsamerweise brach die Seuche in Brasenberg nicht aus. Kein Wunder. Dort errichtete 1806 Bauer Joseph Strohm eine Kapelle zu Ehren des Viehpatrons St. Wendelin. Dessen Patrozinium am 20. Ok-

tober war und ist für die Bauern damals wie heute ein wohl registrierter Tag; waren in der beschriebenen Zeit die Bauern auf die Zugtiere doch ganz besonders angewiesen.

Eine „gute Mähe“ (Zugtiere) zu haben wurde auf dem Hof zur Existenzfrage. Wir hatten zu Hause in der Regel ein Pferd und einen Ochsen als Gespann. Für dringende Fälle wurden auch Rinder gezähmt und eingespannt. Das war immer eine Komödie. Aber unserer Mutter war es wichtig, auch mal mit zwei Gespannen Mist fahren oder ackern zu können. Das zweite war eben mit Kühen: Eine mühsame Prozedur! Der hl. Wendelin stand auch bei uns in hohem Ansehen. Als unser Pferd erkrankte, war der erste Gang zur Wendelinuskapelle. Auch der Tierarzt kam. Ich musste ihm Bescheid geben. Aber nichts hat geholfen. Der Verlust des Pferdes lähmte Familie und Landwirtschaft. Unvorstellbar, wie es weitergehen sollte. Bei einem Verwandten in Rupertshofen wurde ein rotfarbener Ochse gekauft. Wenige Tage später stand dieser mit dem leeren Dungwagen vor dem Scheunentor. Die Deichsel war gebrochen. Der Ochse war dem Vater durchgegangen. Mit diesem Ochsen konnte es nicht weitergehen, und es musste wieder nach einem Pferd geschaut werden.

Mitten im Krieg wurde die Pfarrkirche renoviert, eine Orgel und 1943 – dem Jahr der Marienweihe, die Bischof Sproll als Verbannter im Krumbad wünschte und die am Rosenkranzfest mit einer großen Prozession begangen wurde – eine herrliche Krippe für die Barockkirche angeschafft. Unser Pfarrer fand auch in Kriegszeiten Mittel und Wege zur Materialbeschaffung; war er doch ein guter Organisator und Kunstkenner, dem die Pfarrkirche und die drei Kapellen der Filialen sehr am Herzen lagen. Das Predigen war nicht gerade seine Stärke, und so hat er manchen Ärger aushalten müssen. Vor allem seine Vorhersagen über Todesfälle brachten viel Aufregung, beschäftigten auch mein Gemüt. Todesfälle, so der Pfarrer, würden sich durch nächtliches Läuten an der Pfarrhausglocke bei ihm ankündigen und je nach Tonlage einen jüngeren oder älteren Menschen betreffen. Da zur Sonntagspflicht das andächtige Hören der hl. Messe zählte und von der Predigt nichts geschrieben stand, war es für nicht wenige Männer üblich, das in der Schule Gelernte ganz wörtlich zu nehmen, wonach die Messe aus den drei Teilen Opferung, Wandlung und Kommunion besteht. Da die Predigt zudem vor der Messe stattfand, musste man halt den Zeit-

punkt errechnen, um bei der Opferung anwesend zu sein. Eine unguete Gewohnheit mancher war auch, während der Predigt sich vor der Kirche aufzuhalten. Auf jeden Fall, Stoff für Mahnungen des Pfarrers gab es zur Genüge.

Die Osterzeit wurde für etliche Familien, vor allem Frauen, zur besonderen Strapaze. Beichte und Kommunion wurden durch den Osterzettel nachgewiesen, der dann nach Ostern mit einem Ei im Pfarrhaus eingelöst wurde. Der Palmsonntag hatte zwei Seiten. Die eine war die Prozession mit den Palmen und dem schönen gotischen Palmesel, wobei ich selber nur einen Palmen hatte, wenn Fischers Vater (Anton Kramer) mir auch einen mitmachte; bei uns zu Hause stand die landwirtschaftliche Arbeit derlei Sonderwünschen immer im Wege. Der Palmsonntag war aber auch der Tag der Männerbeichte, die fast letzte Chance für eine Beichte vor Ostern. Bei uns ging der Vater an diesem Tag ebenfalls zum Beichten, aber so, dass er vor der Frühmesse beichtete, um dann gleich kommunizieren zu können. Das hieß für die Mutter und später auch für uns Kinder, am Palmsonntag den Stall zu besorgen. Wenn der Vater vom Beichten heimkam, waren eigentlich alle froh. Wieder für ein Jahr geschafft! Noch schwerer hatte es unsere Gotte; unser Onkel war nicht nur Ortsbauernführer, sondern einige Jahre auch Ortsgruppenleiter der NSDAP. Seine Frau Auguste war wirklich eine fromme Person, die für diese Parteigeschichte gar nicht viel übrig hatte. Einige Männer im Dorf fanden für die Sonntags- und Osterpflicht einen guten Ausweg. Pfarrer Alois Strahl (1907–1992) in Oggelshausen war als gütiger Beichtvater bekannt. Auch der Gottesdienst dauerte bei ihm nicht so lange. So wurde der Weg nach Oggelshausen zur Entlastungsstraße. Nach dieser familiären Klärung konnte Ostern kommen, und wir Kinder holten den Osterhasen. Zum Götte nach Otterswang mussten wir zu Fuß, mit dem Fahrrad oder mit der Schmalspurbahn von Buchau bis Schussenried-Ort fahren. Am Bahnschalter des Buchauer Bahnhofs war während des Krieges ein großes Plakat angebracht: „Erst siegen, dann reisen.“ Es lag uns Kindern viel daran, bei derlei Besuchen nicht gerade vor 13.30 Uhr in Otterswang anzukommen, denn da fand in der Kirche die Nachmittagsandacht statt. Des Öfteren ereilte uns auch nach 13.30 Uhr noch das Machtwort des Großvaters: „Macht schnell, es reicht noch zur Andacht.“ Als souveräner Bauer kam dieser Gang für ihn natürlich nicht in Frage. Er hatte zudem zu unser aller Verwunde-

zung ein Weinfässchen im Keller, das wir allerdings nur vom Hörensagen kannten. Umso mehr bewunderten wir Kinder sein reich gezieltes Weinkrüglein.

In der Vorweihnachtszeit gab es noch viel Arbeit. Der Hl. Abend hatte keinen besonderen Akzent. Dieser lag Wochen zuvor am Niklaustag, der wiederum zwei Seiten aufwies. Die positive war das Abholen des Niklaus bei Gotte und Götte, wobei es beim Götte immer auch noch Stoff für Hosen oder Kleider gab, was uns Kindern nicht so recht behagte. Die Lebkuchen waren uns doch lieber, wenngleich für die Eltern das andere viel nützlicher war. Der Niklausabend war in der Familie der gefürchtetste Abend des Jahres, mit dem ein ganzes Jahr lang den Kindern gedroht werden konnte. Und was es da für Geschichten gab, wo der Niklaus schon überall Kinder mitgenommen habe, die nicht gefolgt hätten. So ginge es uns auch, wenn wir uns nicht bessern würden. Unsere Wiese im Rautenstock grenzte an die Markung Attenweiler/Schammach. Die dortige Gemeinde war evangelisch und damit außerhalb unseres Horizontes. Nie wären wir auf deren Wiesen zum Hüten gegangen. Es bestand eine undiskutierbare Grenze. Auf einer Wiese in unmittelbarer Nachbarschaft davon stand ein kleines Häuschen, das uns Kindern als „Klosenhaus“ (Haus des Niklaus) beigebracht wurde. So hatten wir also im Heuet und beim Öhmden den Niklaus direkt vor uns. Wenn sich dort etwas bewegte, mussten wir Kinder hören, „dem Niklaus seine Knechte und Mägde sind auch beim Arbeiten. Die wird er als Kinder schon irgendwo geholt haben, weil sie nicht gefolgt haben. So geht es den Ungehorsamen.“ Am Hl. Abend war jedes von uns froh, wenn eines noch einen Christbaum im eigenen, oder besser noch in des Nachbarn, Wald besorgte. Da wir nur einen wackeligen Christbaumständer besaßen, ist der Baum des Öfteren umgefallen. Am Ende des Krieges hatten wir nur noch zwei gläserne Kugeln für den Baum. Zum Jahreslauf gehörte auch, an Weihnachten mit dem Dreschen fertig zu sein. Der Otterswanger Großvater vermachte seinen zwei nach Tiefenbach verheirateten Töchtern eine Dreschmaschine „Ködel und Böhm“, geliefert von Vinzenz Schmid, Dieterskirch. So stand es in großen Lettern auf der Maschine. Es war klar, zuerst „maschinen“ Belles (Tante Miehle) und dann wir. Das musste irgendwie geregelt werden, denn das Stellen der Maschine auf dem lehmigen unebenen Scheunenboden war eine Prozedur, die man nicht zweimal im Jahr machen wollte. In der Regel ergab sich, dass das

Ende dieser Maschinerie am Hl. Abend gekommen war. Alles war erschöpft und hatte wenig Lust auf Weihnachten. Gut war, dass die Christmette morgens um fünf Uhr gefeiert wurde. Bei oft klirrender Kälte ging dann der Weg in die Pfarrkirche. Beim anschließenden Hirtenamt noch dabei zu sein war für die Mutter wichtig. Auch meinte sie, ich müsste unbedingt um neun Uhr auch noch zum Hauptgottesdienst. Erst wenn das alles bei so einer großen Familie vorüber war – wir waren ab 1943 sechs Kinder – hatte der Weihnachtsfrieden eine Chance. Vorher war alles durcheinander. Die größte Turbulenz bereitete der Vater mit Hemd und Kragenknöpflein suchen. An Silvester war der Jahresschlussgottesdienst nicht zu besuchen, obwohl dies der Herr Pfarrer gern gesehen hätte. Dieses Beten blieb an den Leuten in Seekirch und dem Pfarrer hängen.

Wallfahrten und Prozessionen fanden im Rhythmus des Jahres statt, als erste die Markusprozession am 25. April. Dabei gingen die Oggelshausener nach Seekirch. Diese machten auch jedes Jahr eine Bittprozession auf den Bussen, während wir Tiefenbacher ein altes Gelöbnis durch die Wallfahrt zur Muttergottes in Steinhausen einlösten. Hier dabei zu sein war für Kinder und Erwachsene Ehrensache. Um durch den Wald von Oggelshausen nach Steinhausen Disziplin und Ordnung aufrecht zu erhalten, musste Ortspolizist Bär schon des Öfteren seines Amtes walten, vor allem, wenn es viele Maikäfer gab. Die Bedeutung der Fronleichnamsprozession war mir nicht klar. Auch fand sie schon sehr früh am Morgen statt, und zudem war sie in Seekirch. Da war mir der Öschgang um Christi Himmelfahrt in Tiefenbach schon lieber und wichtiger. Daran hat auch der Pfarrer teilgenommen. Der Weg war klar vorgegeben. Also wusste man auch, an welchem Acker der Zug vorbeikommt. In den Jahren nach der Erstkommunion war ich in der Regel als Ministrant dabei und hatte dadurch eine gute Übersicht. Gerne trug ich dabei den Weihwasserkessel. Noch lieber sah ich es, wenn der Pfarrer an einem unserer Äcker vorbei den Weihwasserwedel eintauchte und unser Feld besprengte, denn zu Hause wurde genau besprochen, welchem Acker der Pfarrer das Weihwasser gegeben hat.

Die Sorge um das tägliche Brot, um Mensch und Tier, zeigte sich auch noch durch andere Bräuche, wobei Traditionen bis in die vorchristliche Zeit überliefert werden können. Am Karfreitag, so bekam ich etwas geheimnisvoll mit, ginge der Vater auf bestimmte

Äcker mit „Pferdewasser“; an Ostern musste unbedingt eines der Kinder die Felder mit dem Ostertau, dem geweihten Osterwasser, besprengen. Für Krankheiten, vor allem bei Kindern, gab es besondere Heilmethoden. Manches wirkte recht mysteriös, so auch das „Anhängen“. Es musste jemand zu einer Frau gehen und die hat dann ein „Amulett“ mitgegeben, das den Kindern als Schutz vor der „englischen Krankheit“ umgehängt wurde. Dabei wurde mir einmal beim Abholen gesagt, wenn die Ärztin komme, soll es unbedingt abgehängt werden. Wohl in jedem Dorf gab es jemanden, der bei bestimmten Krankheiten „betete“. Als ich einmal große Flechten am Fuß hatte, wurde ich ebenfalls zu einer Frau im Dorf geschickt. Ich weiß noch gut, alsbald war ich geheilt. Auch bei Tierkrankheiten gab es christliche wie heidnische Bräuche. Der Pfarrer betete bei Tierkrankheiten im Stall. Aber es gab immer auch noch etwas anderes, und darüber wurde nie so ganz offen geredet. Die Frau in Dürmentingen, zu der ich geschickt wurde, schrieb auf ein Blatt Papier, das ich daheim abgeben musste, es seien täglich eine bestimmte Zahl von Vaterunsern vor oder nach Sonnenuntergang zu beten und Schmer (bestimmtes Fett vom Schwein) an der Dachrinne zu vergraben.

Tiefenbach am Federsee. Um 1950.



Tiefenbach am Federsee

Der unserem Dorf nahe gelegene Federsee war mir von Anfang an mehr Bedrohung als Freude. In der St.-Oswald-Kapelle ist mir seit Kindertagen ein Motivbild vertraut, auf dem Tiefenbacher 1803 unter dramatischen Umständen aus Seenot gerettet wurden. Auch erzählten Leute des Öfteren von früheren tödlichen Unglücksfällen auf dem oft unterschätzten, heimtückischen Gewässer. Am Sonntag, 17. Dezember 1939, gegen 15 Uhr ruft unsere Nachbarin, vom See her würde man Hilferufe hören. Alsbald konnten wir diese auch wahrnehmen. Das Weitere ging schnell. Der Entlassschüler Max Dorner war beim Schlittschuhlaufen im Eis eingebrochen und ertrunken. Mit einem Kahn sind Männer in den See hinausgefahren und Maler Konrad Kramer hat ihn herausgezogen. Die Buchauer Ärzte kamen, der Pfarrer wurde geholt. Alles umsonst. Max war tot. Am selben Abend noch fand der Totenrosenkrantz in der Kapelle statt, an dem ich teilnahm. Da dachte ich, heute Mittag noch im See und jetzt schon der Totenrosenkrantz. Nach dem Rosenkrantz hörte ich, wie sein Vater, Karl Dorner, vor der Kapelle einigen Leuten den Hergang schilderte. Zwei Jahre später gab es fast denselben Vorgang, doch



Gruß aus Tiefenbach Kreis Saulgau



mit glücklicherem Ausgang. Einige Seekircher und auch unser Vetter Franz Kopf waren in Seenot geraten. Ihr Kahn kenterte, sie konnten aber in letzter Minute gerettet werden, nachdem ihre Hilfeschreie im Dorf gehört wurden. Nach dem Krieg ist Walter Haller aus Seekirch ertrunken, während beim Neujahrschießen 1944 Rudolf Lerner aus Seekirch umkam.

Für die Bauern war das Umfeld des Sees nützlicher als das Wasser. In der Zeit zwischen Heuet und Ernte wurden die Seeteile gemäht. Das als Streu im Stall benötigte Gras musste aus den Moorwiesen herausgeschafft werden. Im Riedlesbühl geschah das durch Tragen auf dem Rücken, denn auf dem moorigen Untergrund wäre, wie die Erfahrung zeigte, jedes Tier eingesunken. Wie in der Wiese zuvor einmal unser Gaul eingebrochen ist und herausgezogen werden musste, werde ich nie vergessen können, denn durch seine eigenen Versuche, herauszukommen, ist er immer tiefer eingesunken. Das Gras wurde in „Seebögen“ gepresst, die dann auf dem Rücken an Land getragen werden mussten. Der Vater und ich trugen diese Last. Ich meine das Gewicht heute noch zu spüren. Des Öfteren bin ich im Morast, aus dem Gewächse herausragten, die dann im Wege standen, zusammengebrochen, obwohl die Mutter schon bedacht war, meinen Bogen nicht zu dicht zu füllen. Gott sei Dank verbietet der Naturschutz heute dieses Mähen. In Richtung Seekirch hatten wir zusätzlich noch einen Seeteil zum Mähen, denn wir hatten sehr viele Schweine, für die das Stroh als Streu benötigt wurde. Für Kühe und Jungvieh im Stall bot die Streu aus dem See Ersatz. Die Streu von der Seekircher Seite wurde bis an die Tiefenbacher Aach, wie oben beschrieben, getragen und dann mit einem Kahn an Land gezogen. Dabei musste die ganze Familie oder auch noch Nachbarn helfen. Zuerst mähen, dann heraustragen, dann das Schiff beladen, dann dieses bei oft unwegsamen Wasserverhältnissen transportieren, das war die mühsame Reihenfolge der Schinderei. Zwei mussten vorn das Schiff mit Seilen ziehen; hinten schoben Erwachsene auf jeder Seite mit Stangen. Die Rolle der Kinder war vorne. Entscheidend war dann die „Anlandung“. Das Schiff musste so weit an Land gezogen werden, dass von dort aus der bereitgestellte Heuwagen beladen werden konnte. Eine fast unglaubliche Schinderei, wodurch eine Lust am See nicht aufkommen konnte. Im ehemaligen Umfeld des Federsees hatte sich in Millionen von Jahren Torf gebildet, das im Sommer als Brennstoff „gestochen“ wurde. Zwischen

Buchau und dem Henauhof besaßen wir eine Torfwiese. Als diese ausgestochen war, wurde sie verkauft und jedes Jahr ein Stück im Oggelshauser Ried ersteigert. Auch das war eine Plagerei, durch die die Winterheizung gesichert wurde. Heute ist sie dankenswerterweise aus Gründen des Naturschutzes verboten, worüber wohl keiner der Betroffenen unglücklich sein dürfte, es sei denn, er wäre ganz in die Vergangenheit vernarrt.

In der Oberschule

Von Tiefenbach aus die Oberschule in Buchau zu besuchen war nicht üblich. Der einzige mir bekannte Schüler, der diesen Weg einschlug, war von 1903 bis 1906 aus unserer Nachbarschaft Matthias Kramer (Jg. 1893). Durch verschiedene Umstände wurde mir dieses Los zuteil. Als Berufsziel für den ältesten Sohn unseres Erbhofes stand Bauer im Vordergrund, so wie es die Vorväter auf unserem Hof auch waren. 1858 wurde er durch unseren Urgroßvater Lorenz Kopf von Johann Georg Schröter erworben, der nach Birkenhard bei Warthausen zog. Daher lautet unser Hausname „Schröters“. Besitzer eines Erbhofes zu sein, war mehr als Landwirt. Darüber war unser Vater stolz, und es entsprach zudem ganz der Doktrin des Führers. In diesem Punkt stimmten mein Vater und sein Bruder Franz als Ortsbauernführer völlig überein; bei der übrigen Politik trennten sich ihre Ansichten in herzlicher brüderlicher Verbundenheit. Auch der Krieg trug zu meiner Weiterbildung bei. Als Soldat lernte der Vater Reallehrer Richard Schell aus Buchau kennen. Der ermunterte ihn, seinen Sohn doch zu ihm in die Schule zu schicken. Außerdem merkte unser Vater, ein Reallehrer hat es als Soldat auf der Schreibstube doch angenehmer als der Gefreite mit seinen vier zu versorgenden Pferden im Stall. Sein Sohn sollte es besser haben. Dazu kam, dass der Sohn unseres Lehrers, Gerhard, mein Klassenkamerad war und standesgemäß die Oberschule besuchen sollte. Täglich mit dem Fahrrad von Tiefenbach nach Buchau allein zu fahren – es gab als Alternative nur zu Fuß zu gehen – war doch recht unangenehm. Da passte es gut, einen Bauernbuben mitzuschicken. Und der war ich. Gerhard kam allmorgendlich und machte sich mit seiner Fahrradklingel jedes Mal schon vor der ausgemachten Zeit vor unserem Haus bemerkbar, was mir Ärger mit der Mutter einbrachte, denn einen Lehrersohn lässt man doch nicht warten. In der Schule ka-



Der Buchauer Marktplatz in früherer Zeit.

men wir mit Mädchen und Jungen aus Buchau und der Federseegegend zusammen. Inge Aillinger, die Müllerstochter, stammte aus Reichenbach.

Trotz Oberschule musste ich aber zu Hause noch verschiedene Aufgaben übernehmen, im Herbst so unbedingt das Küehüten, und das in der Regel bei mehreren Bauern gleichzeitig. Unsere Mutter wollte unbedingt eine Herde wie zu ihrer Kindheit. Dazu reichten unsere Kühe und Rinder nicht aus. Bei fremden Leuten Kühe hüten hatte bestimmte Vorteile: ein gutes Mittagessen, am Abend ein Vesper und zum Ende der Saison in der Regel 20 RM in bar. Durch diese Verdingung lernte ich einige Familien des Dorfes näher kennen. Es bedurfte einer besonderen Strategie, die verschiedenen Herden zusammenzutreiben, und zwar dann, wenn der letzte Teil der Herde auf der Straße am entsprechenden Stall vorbei kam. Das hörte man in der Regel an der Kuhglocke. Bei deren Hören musste der nächste Bauer Kühe und das zu hütende Jungvieh in seinem Stall losbinden, in der Hoffnung, die verschiedenen Tiere „leiden“ einander. Abends gab es dann die umgekehrte Prozedur und eine fast alltägliche Schererei, wenn ein Stück Vieh mit in den falschen Stall lief. Es war aufregend, dramatisch und hochinteressant zugleich. Während des Hütens musste ich wohl oder übel die Hausaufgaben machen und war froh, wenn die Kühe gut fraßen und nicht davonrannten. Auch gab es einige knickrige Bauern, die litten auf ihren Wiesen keine fremden Kühe und steckten auf, d. h. befestigten an

einer Stange einen Strohwisch als Zeichen ihrer Souveränität. Für die Kühe waren die aufgesteckten Wiesen recht verlockend, denn dort stand in der Regel mehr Gras, sofern die Eigentümer nicht selber gehütet haben.

Im Frühjahr und Herbst hatte ich noch eine andere Aufgabe. Die Spar- und Darlehenskasse hatte zwei Sämaschinen zu vermieten. Da unser Vater bei der „Kasse“ einen Posten innehatte, übernahm er auch die Einteilung der Sämaschinen. Jedermann, der also säen wollte – nur größere Bauern hatten eine eigene Sämaschine –, musste anfragen, wann die größere oder kleinere Maschine frei wäre. Wer nicht selber zum Säen im Stande war, dem musste auch gesät werden. Das waren in den Kriegsjahren die Familien, bei denen der Bauer zum Militär eingezogen war. So wurde ich auch noch, allerdings nach dem Schulunterricht in Buchau, zum Sämann, was bei meiner Größe gar nicht so einfach war, denn ich musste ja über die Sämaschine hinausschauen können, um die Spuren zu sehen, die später beim Heranwachsen der Saat kontrolliert werden konnten. Und dann die Steuerung, die Probleme bereitete: kam ein großer Stein in die Quere, wurde mir das Steuer entrisen. Meistens, vor allem beim Wenden an den Rändern oben und unten auf dem Acker, musste ich fest mit beiden Händen drücken. Glücklicherweise waren meine Säleute meistens Kuhbauern und die Kühe liefen nicht so schnell. Am Ende der Saison ging ich am Sonntagnachmittag in die Häuser, um aufzuschreiben, wie

groß die angesäten Äcker waren. Ich denke, die Leute haben die Größe schon richtig angegeben. Die Eltern waren froh, wenn ich mit meiner Aufstellung fertig war. Dann konnte bei Kassenrechner Kaiser abgerechnet werden, und es war wieder etwas Bargeld im Hause.

In der Schule lernten wir Englisch. Wozu, konnte ich nie begreifen, denn es war doch die Sprache der Feinde, über die jeden Tag nur Schlechtes berichtet wurde und die im Lied mit dem Refrain besungen wurden: „Denn wir fahren, denn wir fahren gegen England.“ Während des Krieges gehörte es zu den Pflichtaufgaben der Lehrer, den Unterricht mit dem Erläutern des Wehrmachtsberichtes zu beginnen. Die deutschen Siege nachzuvollziehen, war spannend und begeisternd. Der Vormarsch der Truppen bot jeden Tag Überraschungen. Kein Wunder, dass in mir der Gedanke an einen recht attraktiven neuen Beruf aufkam. Das Ziel sollte sein: Stadtkommandant von Kiew. Jahrelang hielt ich an dem Gedanken fest und wenn Soldaten dekoriert mit dem Ostabzeichen oder dem Eisernen Kreuz in Urlaub kamen, war ich begeistert. Aus Oggelshausen erhielt ein Soldat Steiner sogar das Deutsche Kreuz in Gold. Die Begeisterung legte sich allerdings, als immer mehr Gefallenennachrichten eintrafen. Die Gefallenen für Führer, Volk und Vaterland waren mir ja alle bekannt. Dadurch habe ich auch ein gestörtes Verhältnis zum Fasching bekommen. Kurz vor dem Krieg gab es in Tiefenbach einen richtig großen Fasching mit einer Altweibermühle, die im Hof von Küfers (Gemeindepfleger Karl Kopf) aufgestellt war. Die damals Spielenden waren wenige Jahre später die Opfer des Krieges. Das hat mich tief getroffen. Nach der Vermittlung der Gefallenennachrichten in der Regel durch die Parteileitung fand der Trauergottesdienst in der Pfarrkirche statt, bei dem ich, wann immer möglich, ministrierte. Anschließend fand am Gefallenendenkmal neben der Kirche durch die Partei eine Ehrung statt, die Pfarrer Baur von der Sakristeiüre aus beobachtete. Da spürte ich schon, etwas passt da nicht zusammen.

Seit Kriegsbeginn veränderte sich unser Dorf durch besonderen Zuzug. Der erste Fremde, der nach dem Polenfeldzug kam, war Jahn bei Metzgers Albert (Albert Buck). Jahn, etwa 14 Jahre alt, musste hüten, in die Molke gehen und wurde bei Metzgers gut aufgenommen. Er fand trotz der Sprachprobleme gute Aufnahme bei uns Buben. Als er weg musste, haben wir von diesem Fremdarbeiter, den wir vermissten, nie

mehr etwas gehört. Nach dem Frankreichfeldzug stand eines Tages in unserem Hof eine ganze Gruppe gefangener Franzosen, die für Oggelshausen und Tiefenbach als Arbeiter in der Landwirtschaft bestimmt waren. Auch uns wurde ein Franzose zugeteilt. So hatten wir unseren „Musie“, ein Name, der ihm von unserem Vater aufgrund seiner Soldatenzeit an der Somme 1915 bis 1916 und seiner angeblichen Französischkenntnisse gegeben wurde. Wir Kinder liebten unseren „Musie“ und er uns, obwohl er kein Deutsch sprach. Es sei, so sagte unser Vater, nicht erlaubt, Kriegsgefangene am Familientisch zu verköstigen. Das galt natürlich nicht für unseren „Musie“. Abends musste er ins Lager in Stockers Speicher (Alfons Buck) und morgens unter Bewachung wieder an die Arbeitsstelle. Wachmann mit Gewehr war Alfons Buck, sein Stellvertreter unser Vater. Wir Kinder hatten es recht gern, wenn der Vater als Wachmann an der Reihe war und mit den Franzosen auch nach Oggelshausen mit geschultertem Gewehr marschieren musste. An einem Sonntagnachmittag gab es für uns eine große Überraschung. Unser Vater brachte vom Lager der Gefangenen Schokolade und Orangen für uns Kinder. Das Rote Kreuz schickte Pakete für die Gefangenen, die damit etwas zu verschenken hatten, wovon wir nur träumen konnten. Gegen Ende des Krieges wurden die Gefangenen verlegt. Unser „Musie“ kam nach Kanzach. Darüber waren wir sehr traurig.

Begegnungen im Kuhstall

In unserem Haus entwickelte sich der Kuhstall zu einem besonderen Informationszentrum. Das hatte verschiedene Gründe. Zunächst lag es an der Eigenart unseres Vaters, nicht gerade der Erste zu sein, so auch am Feierabend. Wollte jemand abends zu ihm, dann musste er schon in den Stall gehen. Das Sämaschinenbestellen geschah zumeist dort, aber ebenso das, was nicht unbedingt zum Hören bestimmt war. Ging es zu lang, wurden die Gespräche in der Stube weitergeführt. Oftmals war ich dabei ein stummer, aber geduldeter Zuhörer. Manchmal war meine Anwesenheit auch erforderlich, z. B. beim Termin zur Aussaat oder wenn Ostarbeiter zu uns kamen. Diese Begegnungen waren zwar verboten, fanden aber ganz selbstverständlich statt. Ins Dorf kamen im Zuge des Russlandfeldzuges mehrere Polen, Ukrainer und Russen. Einmal brachte ein Urlauber (Karl Maikler) einen russischen Soldaten der Wlassow-Armee mit, Russen,

die auf deutscher Seite kämpften. Dieser trug eine dunkle Uniform. Die anderen – Frauen wie Männer – waren als Zwangsarbeiter in der Landwirtschaft eingesetzt. Sie wurden gut behandelt, hatten aber nichts zu rauchen. Bei uns in der Familie rauchte niemand. Durch die Schule war ich sozusagen an der Bezugsquelle, denn vor oder nach der Schule musste ich alle Ausgänge für die Familie besorgen. In der Apotheke hatte ich dabei ein merkwürdiges Erlebnis. Ein Kind riss von einem Blumenstock eine Blüte ab. Die Mutter schimpfte. Frau Bauer, die Schwester des Apothekers, sagte aber ganz ruhig: „Lassen sie es nur, der Führer lässt die Blume wieder wachsen.“ Was das wohl bedeuten sollte?

Auch Erledigungen auf der Kreissparkasse gehörten zu meinem Bereich. Über mein Sparkonto, 1941 mit 2 RM angelegt, sollten Geldgeschäfte abgewickelt werden, vor allem vierteljährlich eine Tilgungsrate für ein Darlehen vom Neubau unseres Ökonomieanbaus im Jahre 1938. Gegen die Darlehenskasse hatten Vater und Mutter Vorbehalte, seit dem ein Schreiben eintraf, das der Vater des Öfteren las, dann in den Kassenschrank legte, womit ich in einem günstigen Augenblick auch erfahren konnte, wie hoch verschuldet unser Anwesen noch war. Außer Backpulver (ein Päckchen) und Streichholz (ein Schächtelchen) gab es nichts ohne Marken oder Bezugscheine. So oft ich konnte, holte ich deshalb davon und auch die Rauchwaren auf alle Karten, was auch nicht jeden Tag möglich gewesen ist. Meine Strategie war, mit den Rauchwaren so haushälterisch wie nur möglich umzugehen. Sie waren für die Raucher bestimmt, die aus diesem Grunde in den Stall kamen. Nie war ich ohne Vorrat, nie musste jemand ohne Tabak oder Zigaretten den Stall verlassen. Ich gab aber immer nur von einer Sorte.

Meine normalen Einkäufe tätigte ich in einem kleinen Lebensmittelgeschäft, bei Frau Nanz. Dort mussten auch die Juden einkaufen, deren Zahl im Laufe des Krieges immer größer wurde, weil Buchau zur Judenstadt erklärt und Stuttgart als judenfrei deklariert wurde. Immer, wenn ich als doch kleiner Junge zum Einkaufen in dieses Geschäft kam, traten alle Juden auf die Seite und ich wurde sofort bedient. Mit der Zeit erfuhr ich, es gibt ein Gesetz, wonach ein Arier immer zuerst an die Reihe kommt. Das kam mir schon sonderlich vor. Manchmal wartete ich hinten im Laden absichtlich eine Weile, um den interessanten Gesprächen der Juden zuzuhören. Es kam mir ko-

misch vor, was die da sich alles zu erzählen hatten. So hörte ich auch den Satz, morgen früh um $\frac{3}{4}$ 8 Uhr müssen wir am Bahnhof sein; es geht nach Theresienstadt. Viehhändler Kahn kam schon lange nicht mehr. Von anderen Juden wurde berichtet, sie seien ausgewandert, wieder von anderen, sie seien weggekommen. Dabei waren es doch so nette Leute, die den Vater einluden, den Synagogengottesdienst zu besuchen, was er eines Nachmittags auch tat. Mutter sagte aber, da müsse er aber den Hut auflassen, denn so müsse es bei den Juden sein. In die Kirche mit Hut, konnte ich mir nicht gut vorstellen. Die ausreisenden Juden verkauften ihr Hab und Gut. So kam ich auch zu einem Bett mit eisernem Gestell. Mit dem Bernerwagen wurde das Bett bei einer alten Frau in der Wuhrstraße abgeholt. 20 RM hat mein Bett gekostet. Als der Vater bezahlte, hat die Frau bitterlich geweint. Darüber nachdenkend, kam ich immer zum selben Ergebnis: Wir haben doch nichts Unrechtes getan und das Bett bezahlt. Um das Ganze zu begreifen, war ich doch noch zu jung, auch für manch anderes, was mir, vor allem im Stall, zu Ohren kam. Besorgt wurde über grüne Autos gesprochen, die von der Heilanstalt Schussenried kommend durch das Dorf fuhren. Ich habe die seltsamen Autos auch gesehen. Als die Seife immer schlechter wurde, grün und ganz leicht, sagte der Vater, man würde sagen, die sei aus Judenknochen hergestellt. Am aufregendsten wurde es, wenn unser Onkel (Vetter genannt) in den Stall kam. Die beiden politisch grundverschiedenen Brüder tauschten sich regelmäßig aus. Beide waren politisch interessiert. Selbst in der strengsten Zeit der Ernte ließ sich der Vater nicht nehmen, abends die Zeitung zu lesen. Dabei zog er die Lampe in der Wohnstube ganz weit herunter, wollte allein sein, einfach ungestört. Dadurch bekam ich auch Interesse an diesem Metier. Manchmal kam ich auch auf das Feld oder die Wiese und berichtete von den Überschriften der Verbo-Zeitung (Verband oberschwäbischer Zeitungen). Die Zeitung aufs Feld mitzunehmen hätte ich mir nie getraut. In der Krise des Frühjahrs 1939 lautete die Überschrift: „Akute Luftgefahr und Zerstörung“, was ich auf einen Zettel schrieb und dem Vater entgegenlief, der sich gerade mit dem Kleewagen auf dem Heimweg vom Feld befand. Noch kurz vor dem Einmarsch der Franzosen meinte der Vetter im Stall: „Lorenz, der Führer bringt noch seine Waffe.“ Leute, welche das Verhältnis der Brüder nicht kannten, konnten schon irritiert sein.

Die Regierung hatte regelmäßige Kontrollen über Vieh, Schweine, Hühner und sonstigen Viehbestand, der zweimal im Jahr registriert wurde, angeordnet, eine Methode, die übrigens später die französische Besatzung übernahm. Die Kommissionen kamen völlig überraschend. Nur der Ortsbauernführer wusste Bescheid. Er musste die Sache auch organisieren. Das war aber unser Vetter, der mit der Nachricht am Abend zuvor in unseren Stall kam und nur sagte: „Lorenz, se kommet.“ Kein Haus wurde so oft kontrolliert wie das unsere. Bis die Sache stimmig war, brauchten wir einige Zeit. Hühner wurden in der Regel ins Güllenfass gesteckt; da schaute keiner rein. Schwieriger wurde es beim Großvieh. Mehr als einmal wurde vom Vater, der mich zum Viehtreiben mitnahm, ein Stück Vieh in der Nacht weggeschafft. Auch beim unter Todesstrafe verbotenen Schwarzhören des Radios durfte ich zugegen sein. Die „Weibsteute“ mussten alle zuvor ins Bett, und wir zwei legten uns in der Stube unter das Sofa und hörten ganz leise Radio Beromünster. Das Radio selber gehörte Frau Lehner, deren Wohnung im Juli 1944 in Stuttgart ausgebombt wurde und deren Eltern vom Federsee, die Mutter aus Oggelshausen, der Vater aus Moosburg, stammten. Verwandte berichteten, unsere Großmutter sei gestorben, und regelten den Zuzug in den verlassenen Speicher. Aus Herr und Frau Hohl wurden für uns bald Oma und Opa. Opa half fest in der Landwirtschaft mit und gehörte bald zur Familie. Anfang der 50er-Jahre haben wir sie wieder durch Wegzug nach Stuttgart verloren, blieben aber bis zu ihrem Tod in freundschaftlicher Verbindung. Ein in Tiefenbach Geborener, bei den Dornier-Werken bei Friedrichshafen Beschäftigter (Rösch) hat gegen Ende des Krieges zu später Stunde Trauriges erzählt. „Wenn das, was ich jetzt sage, rauskäme, würde ich sofort erschossen“, begann er. „Lorenz, bei uns gibt es unterirdische Werke, in denen Häftlinge unter menschenunwürdigen Verhältnissen an den V-Waffen [V = Vergeltung] arbeiten müssen.“ Mir war es ob solcher Nachricht nicht geheuer.

Der Krieg wird härter

Kriegsspuren gab es schon lange. Zu den ersten zählten Flugblätter, die von englischen Flugzeugen zu Beginn des Krieges abgeworfen wurden und bei Auffinden sofort abzuliefern waren. „Kraft durch Freude – Krieg durch Hitler“, anspielend auf die NS-Erho-

lungsorganisation KDF (Kraft durch Freude), stand auf dem ersten Flugblatt, das ich auf einer Wiese im Hüllweier fand. Abgeworfenes Staniolpapier gab zunächst Rätsel auf. Es sollte, wie ich später erfuhr, vom Aufspüren der feindlichen Flugzeuge durch die deutsche Flugabwehr ablenken, damit die Flugzeuge durch das neu erfundene Radargerät nicht mehr geortet werden konnten. Als es während des Krieges sehr viele Kartoffelkäfer gab, wurde behauptet, die Engländer würden diese abwerfen, um die Kartoffelernte zu vernichten. Wir Schüler mussten nun auf alle Fälle während der Schulzeit Kartoffelkäfer sammeln. Zum Sammeln von Huflattich als Tee für die Soldaten mussten wir allerdings die Freizeit benutzen. Auf unserem Oggelshauer Acker gab es eine Fülle von Huflattich, nicht zur Freude der Eltern, aber während des Krieges zum Wohl der Soldaten, wie ich meinte. Merkwürdigerweise stürzten vom nahen Flugplatz Reichenbach immer mehr Flugzeuge während des Krieges, zumeist über dem Federsee, ab. Es schien – so hörte man – Sabotage im Spiel zu sein. Um diese Zeit tauchte in Buchau eine grau gekleidete Ordensschwester auf. Mehrere Wochen hielt sie sich dort auf. Beim Einkaufen sah ich sie des Öfteren und grüßte freundlich. Wie es sich herausstellen sollte, handelte es sich um einen Spion, der von den Engländern abgesetzt worden sei. An so etwas hätte ich allerdings nie gedacht. Die Ablieferung der Kirchenglocken (1942) ließ nichts Gutes ahnen. Wehmütig schauten wir Kinder auch in Tiefenbach der Abnahme und dem Abtransport auf den Schlitten zu. In Seekirch und Tiefenbach blieb nur noch das Wetterglöcklein auf dem Turm; im Alleshäuser Käppele durfte eine Stahlglocke hängen bleiben. Immer öfters gab es Fliegeralarm. Die Verdunkelungsvorschriften wurden noch strenger. Die Leute, selbst unsere Großmutter, richteten im Keller Notquartiere ein. Gegen Kriegsende flogen bei hellichem Tag über unser Dorf Bomber zu Hunderten Richtung Augsburg und München. Deutsche Jäger versuchten sie in Luftkämpfe zu verwickeln und abzuschießen. Ein von mir beobachteter Luftkampf über dem Federsee endete mit dem Absturz eines Bombers, dessen Überreste noch lange auf dem Bahnhof in Hailtingen gelagert waren. Aus den Großstädten wurden Bombengeschädigte einquartiert. Unsere Großmutter bekam auch ein „Bombenweib“ zugewiesen, das eines Tages samt Begleitung spurlos verschwand, dabei aber nicht vergessen hatte, das Rauchfleisch der Großmutter mitzunehmen. Eine herbe Enttäuschung für die alte Frau!

Am 20. Juli 1944 erfolgte im Führerhauptquartier ein Attentat auf den Führer. Sondermeldung auf Sondermeldung folgte. Anna Zoll, unsere Nachbarin, hielt uns auf dem Laufenden. Sie hatte im Hausgang sogar ein Führerbild hängen, das von ihrem Schwager Anton stammte, der Luftwaffenoffizier war. Der Führer überlebte. Wir waren alle froh über seine Rettung. Auch wenn Sondermeldungen über Schiffsversenkungen einliefen, kam Hoffnung auf den Endsieg auf und große Trauer beim Untergang des Schlachtschiffes „Bismarck“, die vorher gegen die „Wood“, das größte englische Schiff, wie uns gesagt wurde, sich so glänzend bewährt hatte und die Engländer als Seemacht blamierte.

Der 31. Juli 1944 war für mich ein einschneidender Tag. Überraschend verstarb unsere Großmutter. Noch am Morgen war ich bei ihr und fragte, ob sie Backpulver bräuchte. Nachmittags ging meine Mutter mit meiner Schwester Maria auf dem Weg zum Rübentack im Uibet am Speicher vorbei. Ich war auch dabei. Unterwegs bemerkte ich jedoch, dass ich das Backpulver für die Großmutter vergessen hatte; so lief ich in unser Haus zurück und kam verspätet in den Speicher. Meine Schwester kam mir tränenüberströmt entgegen und rief: „D' Nana ist gestorbe.“ Bei aller Aufregung dachte scheint's niemand mehr daran, den Pfarrer zu holen. Der aber meinte bei der Anmeldung der Beerdigung, dies sei absichtlich geschehen. Unversehen, d. h. ohne die Sterbesakramente empfangen zu haben, zu sterben kam einem Gottesgericht gleich. Ob solcher Maßstäbe musste der Pfarrer immer erreichbar sein und mancher Schwerkranker wurde drangsalieren, bis er zum „Versehen“ bereit war. Da ich bei vielen Beerdigungen den Ministrantendienst übernahm, hörte ich manches in der Sakristei, weil es zwischen der Beerdigung auf dem Friedhof und dem Beginn des Requiems in der Kirche eine Pause gab und der Gottesdienstbeginn erst möglich war, wenn die Angehörigen vom Friedhof in der Kirche eintrafen. Da hat der Herr Pfarrer ab und zu sich mit dem Messner unterhalten und seine Meinung über die Leute gesagt. So hörte ich schweigend Ansichten, die mir gar nicht gefallen haben, kannte ich doch in der Regel die Familien und die Verstorbenen recht gut. In der Todesstunde meiner Großmutter musste beim Aiweiher, unweit von Stafflangen, in einem Gerstenacker ein viermotoriger amerikanischer Bomber notlanden. Die Besatzung wurde vom Wegknecht „gefangen genommen“, aufs Rathaus in Stafflangen gebracht und von

Soldaten vom Flugplatz Reichenbach abgeholt. Beim Absturz des Bombers war unser Vater zufällig Augenzeuge, als er mit dem Fahrrad von Stafflangen nach Tiefenbach fuhr. Er wollte uns die Neuigkeit erzählen, musste aber von uns erfahren, seine geliebte Mutter sei unerwartet verstorben.

In den letzten Kriegsmonaten wurde das Leben immer gefährlicher. Die feindlichen Jagdflieger machten sich einen Spaß, auf Leute oder Fuhrwerke auf den Straßen und den Feldern zu schießen, sodass die Feldarbeiten nur noch früh am Morgen oder gegen Abend verrichtet werden konnten. Auch das Buchauer Zügle wurde beschossen. Gegen Ende des Krieges kam beim Vollochhof, unweit von Kanzach, der Lokführer als Opfer feindlicher Flugzeuge ums Leben. Die deutsche Luftabwehr war so gut wie ausgeschaltet. Auf dem Schulweg mussten wir des Öfteren vom Rad springen und in einem Graben Deckung suchen. Das Ende schien nahe. Der Schulunterricht, durch Fliegeralarm oftmals vorzeitig beendet, fand nicht mehr regelmäßig statt. Eine Friedrichshafener Schule samt Lehrern wurde nach Buchau ausgelagert. Mitschüler aus Buchau sagten, der eine Lehrer Dr. Bertsch (1887–1958) sei ein Pfarrer. Das konnte ich mir nicht so richtig vorstellen. Aber es stimmte und wie ich später erfuhr, wurde Dr. August Bertsch nach dem Krieg von den Franzosen in Friedrichshafen sogar als Bürgermeister eingesetzt. Mit den Hausaufgaben konnte unter diesen Umständen großzügiger umgegangen werden in der Hoffnung, bis zur geplanten Stunde kommt Fliegeralarm und dann ist die Sache erledigt. Aufgrund einer Fehlkalkulation kam ich so beim Abhören der lateinischen Wörter durch Studienrat Osiander zur einzigen Arreststunde meines Lebens. Auch Carlo Blank, mit derlei Vorgängen wohl vertraut, sollte nachsitzen, kam aber zur angesetzten Stunde nicht, und bis die Arreststunde mit ihm neu ausgehandelt war, marschierten die Franzosen ein. Die Schule fiel aus und Carlo Blanks Taktik ging, im Gegensatz zu meiner, auf.

Das Kapitel Hitlerjugend war nicht aufregend. Im Fähnlein 14, Bann Bussen, fiel der Appell mangels Jungführer oftmals aus. Ein paar Mal hat Lehrer Haug antreten lassen. Sonst kam Fähnleinsführer Zettler aus Kappel. Auch die Oggelshausener mussten, sofern Dienst war, nach Tiefenbach kommen. So lernten wir auch einige besondere „Exemplare“ von dort kennen. Um die Übernahme vom Jungvolk in die Hitlerjugend – mit 14 Jahren vorgesehen – kam unser Jahrgang

herum. Es gab keinen Führer, der die Aufnahme vornahm, und so konnte ich mit gutem Recht später jederzeit behaupten, nicht in der Hitlerjugend (HJ) eingetragen gewesen zu sein.

Die Franzosen kommen

Große Aufregung herrschte in der ersten Aprilhälfte im Dorf. Der Volkssturm wurde zum Einsatz aufgerufen. Monate zuvor wurden alle Männer und Jungmänner zwischen 16 und 60 Jahren zu Wehrübungen, die in der Regel am Sonntagvormittag stattfanden, eingeteilt. Das Programm lautete „Volkssturm“ zur Verteidigung der Heimat. Mit wenigen Ausnahmen, die von der Parteiführung festgelegt wurden, versammelten sich die Betroffenen in „Küfers“ Hof. Für solche mit Gehschwierigkeiten stand ein Pferdefuhrwerk bereit, das unser Vater mit einigen anderen auch in Anspruch nahm. Eine der traurigsten Stunden war mit diesem Abmarsch über unser Dorf gekommen. Am nächsten Tag war die Freude umso größer. Die Volkssturmmänner konnten wegen des herannahenden Feindes nicht mehr zur Verteidigung eingesetzt werden und kamen wieder wohlbehalten zu Fuß nach Hause.

Am Sonntag, den 22. April, wurde es recht gefährlich. Daher kam Pfarrer Baur zu einem Abendgottesdienst nach Tiefenbach. Sonntagabendgottesdienste waren nur in Sonderfällen erlaubt. Unser Pfarrer hat während des Krieges viel für die Kirche und die Kapellen getan, musste so manche Familie trösten. Als sein eigener Bruder fiel, hat er dies unter Tränen bei der Wochenmesse in Tiefenbach bekannt gegeben. Am Ende jeder Messe war das Gebet für „Führer, Volk und Vaterland“ verpflichtend. Als Ministrant vernahm ich deutlich, an diesem Tag hat unser Pfarrer nicht für den Führer, sondern den Verführer gebetet. Da stutzte ich, behielt es für mich und weiß nicht, wie viele diese Version mitbekommen haben. Auf alle Fälle habe ich bei der Trauerfeier für meinen verstorbenen Heimatpfarrer am 2. September 1991 in Michelwinden bei Bad Waldsee bei der Gedenkansprache auf diese Begebenheit hingewiesen, was recht publikumswirksam als Widerstand gegen den Nationalsozialismus beim Nachruf in der Presse gewürdigt wurde.

Nach dem erwähnten Sonntagabend-Gottesdienst konnte über dem Federsee bereits Kanonendonner vernommen werden. Gespenstische Angst lag über dem Dorf. Da kam ein Trupp Soldaten zum Quartier-

machen in unser Haus. Als unser Vater sagte, es habe doch keinen Sinn mehr, denn man höre schon den Geschützdonner, erwiderte der Quartiermeister: „Seien Sie ruhig, sonst werden Sie sofort erschossen.“ Tage zuvor „stupften“ meine Schwester Maria und ich im Krautland, nahe der Halde, Kartoffeln. Aus der dortigen Kiesgrube heraus kam Lehrer Haug und sagte, ich solle mit meiner Mistgabel kommen. Er hatte auf einem Wägelchen Akten und Papiere herangefahren, um die Papiere in der Kiesgrube zu verbrennen, was nicht recht klappen wollte. Ich sollte mit meiner Gabel das Material auflockern, damit Sauerstoff hinzukomme. Was er da verbrannt hat, habe ich erst später erfahren. Es waren die Akten aus dem Parteistüble der Ortsgruppe der NSDAP in Tiefenbach, deren Geschichte damit auch geschrieben war. Diesen Vollzug der Geschichtsschreibung hatte der Führer noch kurz vor seinem „Heldentod“ angeordnet. Als die Aktion beendet war, grüßte ich mit „Heil Hitler, Herr Lehrer!“ Der Herr Lehrer aber meinte, das bräuchte ich jetzt nicht mehr sagen. Auf dem Heimweg hatte ich damit Probleme. Wie jetzt bessere Leute grüßen und wie haben die Leute wohl früher begrüßt? Ich meinte, früher hat man sicher mit Heil Hindenburg begrüßt und das könnte wieder eingeführt werden. Der normale Gruß in unserem Dorf war selbstverständlich das im Dialekt gesprochene „Guten Tag“.

Die Sorge ging um, wie es in Buchau weitergehe und wie die Auswirkungen auf die Federseegegenden sein könnten. Dort im Schloss, das 1937 von der NSV vom Fürsten von Thurn und Taxis zum großen Ärger von Stadtpfarrer Erich Endrich (1898–1978) erworben wurde, war nämlich inzwischen die Gauleitung von Württemberg-Hohenzollern untergebracht. Gauleiter Wilhelm Murr war mit seinem Stab von der Villa Reitzenstein in Stuttgart in das ehemalige Damenstift Buchau umgezogen. In aller Eile, das Essen auf den Tischen stehen lassend, flohen die NS-Repräsentanten an diesem Abend und gelangten nach Egg in Vorarlberg. 1963 führte die Pfarrjugend von Steinheim/Murr, meiner Kirchengemeinde, in der dortigen Gegend ein Zeltlager durch. Aus diesem Anlass besuchte ich den dortigen katholischen Geistlichen. Es war noch derselbe wie 1945. Er berichtete: „Am Sonntagmorgen kam zu mir die Wirtin und sagte, ein Gast namens Wilhelm Müller sei gestorben.“ Der Ortsgeistliche nahm die Beerdigung vor und zeigte mir den Eintrag im Sterberegister. Der Herr Pfarrer nahm es mir nicht übel, als ich seinen Eintrag mit ei-

nem Randvermerk versah: „Handelt sich um Wilhelm Murr, Gauleiter von Württemberg-Hohenzollern.“ Der Pfarrer ging mit mir auch noch zum Grab, an dem ein Grabkreuz mit Weihwasserkesselchen angebracht war.

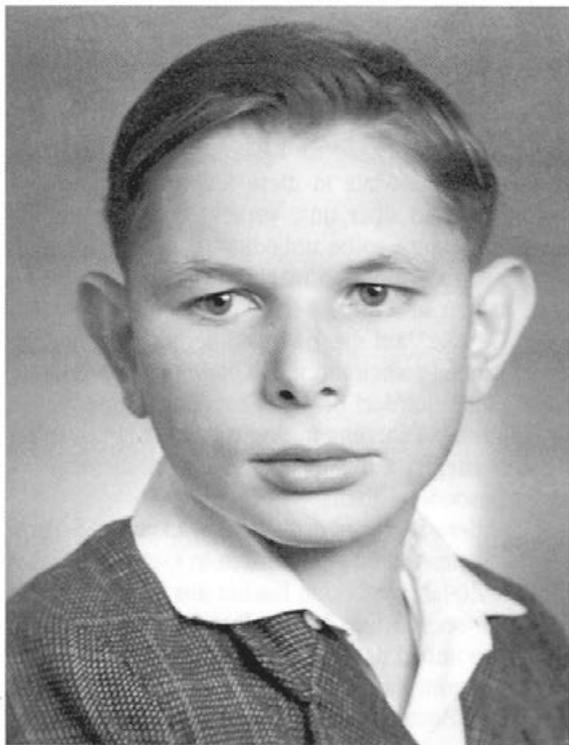
Soldaten kamen keine mehr ins Quartier, umso mehr durchfahrendes Militär mit Wagen und Autos, teils mit Pferden, teils motorisiert. Einige pferdebespannte Wagen blieben stehen. Die Soldaten flohen. Motorisierte Fahrzeuge mussten wegen Benzinmangel stehen bleiben. Am nächsten Tag fuhr – die Franzosen hatten schon die Strecke Oggelshausen–Biberach eingenommen – ein deutscher Lastwagen aus Richtung Seekirch, wo in den letzten Kriegstagen im Gasthaus Adler noch ein Kriegslazarett eingerichtet worden war, auf der Kühlerhaube als Schutzschild zwei gefangene Franzosen, einer davon am Arm blutend. Die Errichtung von Panzersperren aus Holzstämmen wurde polizeilich angeordnet; diese sollten vor dem Einmarsch der feindlichen Truppen geschlossen werden. Nun gab es eine Diskussion, wie man anstatt diese zu schließen eine weiße Fahne an deren Pfosten anbringen könnte. Darauf stand aber die Todesstrafe, und so wagte es niemand. Ein durchreisender Handwerksbursche kam in dieser Situation im Tausch gegen einen Braten Rauchfleisch, den unsere Nachbarin zur Verfügung stellte, zu Hilfe. Auch wehte am nächsten Tag vom Kapellenturm die weiße Fahne. Unsere Nachbarin war der festen Überzeugung, wir müssten das Dorf unbedingt verlassen. Auch Nachbar Anton Kramer war dieser Meinung und sagte mir, es sei in dieser Situation wichtig, einen Esslöffel mitzunehmen; sein Vater wisse dies als Soldat des Ersten Weltkrieges. In allen Familien wurde noch Brot gebacken, um für die ungewisse Zukunft gerüstet zu sein. Eine ganze Gruppe von Familien begab sich in die Kiesgrube außerhalb des Dorfes. In dieser Not wollte ich für die Franzosen unbedingt etwas aufschreiben. Da ich nicht französisch konnte, schrieb ich auf Englisch auf ein Blatt Papier in großen Buchstaben „We surrender us“ und legte den Zettel auf den Wohnzimmertisch des nun verlassenen Hauses. Unser Gang in die Kiesgrube war nicht das Klügste. Kaum dort angekommen, hörten wir Motorengeräusche, sahen drei Panzer aus Richtung Oggelshausen heranfahren. Wir alle legten uns hinter Bäume. Neben mir lag ein deutscher Soldat, der sich im Dorf Zivilkleider besorgt hatte. Die Franzosen müssen in der Kiesgrube Bewegungen wahrgenommen haben und

schossen einige Male in diese Richtung. Angst und Jammer kamen über uns, verletzt wurde aber niemand. Zu Hause sollte unbedingt das Brot aus dem Backofen. Vater und ich machten uns auf den Heimweg, kamen aber ausgerechnet in dem Augenblick vom „Gässele“ auf die Hauptstraße, als die französischen Panzer vorbeifuhren. Da half nur noch „Hände hoch“. Im Unterdorf bei der Gaststätte Krone wurde ein deutsches Fahrzeug in Brand geschossen. Dunkle Wolken stiegen auf. Sonst geschah an diesem Tag nichts Besonderes mehr.

Über dem Federsee drüben verwickelten SS-Truppen im Seelenwald die Franzosen in Gefechte. Dabei kam die 20-jährige Regina Fischer aus Tiefenbach am 23. April tragisch ums Leben. Ihre Eltern wollten die Kriegstote unbedingt in der Heimat beerdigen und so wurde sie vom Kanzacher Friedhof nach Seekirch geholt. Die Beerdigungsansprache an einem frühen Morgen (5. Mai) war erschütternd. Der Herr Pfarrer berichtete von fürchterlichem Läuten an seiner Tür; es müsse etwas Größeres geschehen. Da in den Wäldern ringsum versprengte SS-Soldaten Widerstand leisteten, schaute auch ich als Ministrant betroffen in die Trauergemeinde auf dem Friedhof in der Sorge, wen von uns es wohl in den nächsten Tagen treffen werde.

Die Besatzungszeit beginnt

In Oggelshausen richteten die Franzosen eine Kommandantur ein. Kommandant wurde der elsässische katholische Geistliche, der als Kriegsgefangener bei Bürgermeister Sauter arbeitete und in der Kirche – trotz Verbot – regelmäßig Gottesdienst hielt. Er war für die Leute „der Elsässer“. Ortspfarrer Alois Strahl respektierte seinen Mitbruder mehr als erlaubt. Auch der Bürgermeister und die Leute hatten vor dem Geistlichen Respekt, der nun zum Kommandanten aufgestiegen war. Das machte die Besatzung schon erträglicher. Schlimmer war es in Buchau. In der Trikotfirma Götz, zuvor, bis zum Notverkauf, Firma Moos, war die Kommandantur eingerichtet und im Hof die Trikolore aufgezogen, vor der jeder Deutsche den Hut abnehmen musste. Eines Tages sah ich, wie ein französischer Soldat einem Deutschen den Hut vom Kopf heruntergeschlagen hat. Damit mir so etwas nie passiert, nahm ich mir damals vor, werde ich nie einen Hut aufsetzen, um diesen nicht vor der Trikolore abnehmen zu müssen. Das war die Geburtsstunde des



Im Konvikt Ehingen (1946).

Baskenmützenträgers, der ich bis heute geblieben bin. Nicht alle Familien hatten unter der Besatzung gleich zu leiden. Manche wurden hart hergenommen. Vor allem Polen und Ukrainer, die zuvor als Ostarbeiter tätig waren, trieben ihr Unwesen, misshandelten Menschen und stahlen in der ganzen Gegend, was ihnen vors Gesicht kam. Auffallend war die Schonung unseres Hauses. Wir hatten schließlich keinen Gefangenen, sondern einen „Musie“, und der Russe aus der Nachbarschaft bekam keine Schläge, sondern Zigaretten und Tabak aus meinem Reservoir. Bei allen Schikanen ging die Besatzungszeit für unsere Familie noch gut vorüber.

Als sich die Verhältnisse etwas stabilisiert hatten, mussten größere Reparationsleistungen erbracht werden, nachdem in den ersten Besatzungsmonaten vor allem Lebensmittel und Kleintiere abzuliefern waren. Wälder wurden abgeholzt, Fabriken demontiert und die Bauern hatten Kühe abzuliefern. Eines Tages mussten alle Kühe und Kalbinnen auf dem Hof zur Besichtigung angebonden werden. Eine französische Kommission registrierte die ausgesuchten Tiere, die wenige Tage später abtransportiert wurden.

Zwischen Bangen und Hoffen

Große Hoffnung auf eine Zukunft hatte ich nicht mehr. Im Sommer 1945 griff ich mein erstes Berufs-

ziel Bauer wieder auf. Jeden Morgen stand ich schon sehr früh auf, fütterte die Kühe, mistete, ging auf Feld und Wiese. Mein Nachbar Anton Kramer meinte so wieso, ich sollte jetzt endlich schaffen lernen wie seine Söhne auch. Der Besuch der Oberschule durch einen Buben von einem so kleinen Bauernhof war zudem in seinen Augen nicht standesgemäß. Der Sommer ging vorüber. Die Feldarbeiten habe ich alle erledigt und sobald wie noch nie auf unserem Hof nach der Ernte auch das abgeerntete Feld gleich umgeackert, „gestürzt“. Den einscharigen Pflug konnte unser Gaul allein ziehen; beim zweischarigen musste auch der Ochse eingespannt werden.

Im Herbst begann in Buchau wieder der Schulunterricht. Irgendwie kam mir dies auch zu Ohren, und nach einigen Tagen bin ich etwas verspätet auch wie-

Am Primiztag (24. Juli 1955) vor dem Pfarrhaus Seekirch mit der jüngsten Schwester Erika.



der hingefahren. Als Lehrer fungierten nicht politisch belastete Abiturienten oder „hängengebliebene“ Soldaten, darunter Herr Mrosik, der in Oggelshausen bei Bürgermeister Sauter unterkam und immer dasselbe Gewand trug, eine leicht veränderte Soldatenuniform. Seine Spuren haben sich später leider verloren, als er versuchte, in seine in der russischen Zone gelegene Heimat durchzukommen. Die Unterrichtsmaterialien aus der Kriegszeit durften nur noch bedingt benutzt werden. Das Lateinbuch „Cursus Latinus“ konnte beibehalten werden. Statt Englisch gab es nun Französisch. Wer einen Atlas in der Schule benutzen wollte, musste ihn „korrigieren“, d. h. alle Veränderungen Deutschlands nach 1937 waren zuzukleben, was ich heute noch in meinem „Diercke – Schulatlas für höhere Lehranstalten“ dokumentieren kann. Als neues Fach gab es nun in der Schule Religionsunterricht, durch Herrn Stadtpfarrer Endrich persönlich erteilt, meistens aus Informationen über Kunst bestehend. Und oftmals war der Herr Stadtpfarrer verhindert. Die Buchauer kannten ihren Stadtpfarrer. Während des Krieges hatten sie auch eine Art Religionsunterricht nach der Schule im Pfarrhaus, wie ich mitbekommen habe. Gerhard Haug war einige Male dabei. Ich konnte es zwischen 1941 und 1945 ganz gut ohne diesen Religionsunterricht aushalten, war aber in Seekirch und Tiefenbach gerne Ministrant.

Die Mutter legte größten Wert auf das Ministrieren bei Gefallenengottesdiensten und Beerdigungen, weniger bei Hochzeiten. Für die Teilnahme an Letzteren war nach dem Krieg dann meine ältere Schwester vorgesehen; ihr sollte der Weg in eine gute Partie zeitig erschlossen werden. Mit mir schien die Mutter etwas geplant zu haben, wozu keine Hochzeit nötig war. Im Frühjahr 1946 teilte mir so der Vater mit, er sei beim Pfarrer gewesen und ich komme in das Konvikt Ehingen. Ob die Initiative vom Pfarrer oder von meinen Eltern ausging, ist mir nie bekannt geworden; auf alle Fälle kam sie nicht von mir. Am 5. Mai 1946 war es so weit. Die notwendigen Papiere waren zusammen, darunter auch ein Schulzeugnis mit der Note befriedigend in Religion. Der Herr Stadtpfarrer dürfte mich kaum gekannt haben, sonst wäre diese Peinlichkeit nicht vorgekommen. Kommt da nicht einer mit der Note 3 in Religion ins Konvikt! Schreiner Franz Neher hatte für meinen Umzug nach Ehingen dankenswerterweise eine Kiste in der Konstruktion eines verkürzten Sarges angefertigt. Das Bettgestell, aus jüdischem Besitz redlich erworben, wurde von Maler Strohm,

Seekirch, schön weiß gestrichen. Alles hatte seine Ordnung, die Kleidungsstücke waren nummeriert. Mutter und Geschwister weinten an diesem Samstagmorgen. Vater spannte das Pferd vor den Bernerwagen und die unvergessliche Reise ins Konvikt begann. Da es die „schlechte Zeit“ war, befand sich auf unserem Wagen auch noch ein Sack Getreide. Von Vorsteher Lenk, Repetent Wieland und der Schwester Oberin wurden wir freundlich empfangen, bekamen ein Vesper und Vater fuhr heimwärts. Die Schule begann erst am Montag. Dadurch war ich über Sonntag ziemlich allein. Es begannen die Jahre, an die ich rückblickend am ungernsten denke. Sie waren auch das Ende meiner Kindheit und Jugend am Federsee, denn von jetzt an kam ich nur noch in den Ferien nach Hause. Der Traum vom Erbhofbauer war zerronnen, an das andere Berufsziel durfte umständehalber nicht mehr gedacht werden. Heute aber denke ich dankbar zurück an eine Zeit, in der die Menschen auf dem Land unter so viel Mühen um ihr Dasein für die zumeist große Familie sich abrackern mussten. Geprägt wurden die Menschen am Federsee vom kirchlichen Milieu Oberschwabens, das auch durch den Nationalsozialismus nicht zerbrochen wurde. Wohl empfunden hätten es Kinder wie Erwachsene, wenn den während der Woche hart arbeitenden, von den Mühen oft gebeugten Bauern, deren Frauen, Knechten, Mägden und Kindern am Sonntag und bei der pflichtgemäßen Beichte mehr die Liebe Gottes anstatt die Furcht vor ihm als Frohe Botschaft verkündet worden wäre.

In meine Heimatkirche durfte ich 1955 als Primiziant einziehen. Und als 1963 der Vater starb und niemand aus Verwandtschaft und Familie die Bienen pflegen wollte, fühlte ich mich zu deren Erhalt bis heute verpflichtet, zeigte dies auch, indem ich ihm als letzten Gruß eine Bienenwabe und ein Ästchen aus dem von ihm 1937 gepflanzten Wald in den Sarg legte. Ich denke, er wäre zufrieden, seinen einstigen Hof erben im Spannungsfeld von Politik und Kirche im Land Baden-Württemberg zu wissen und fände darin auch von ihm gelegte Spuren aus meiner Kindheit und Jugend am Federsee wieder.

Bildnachweis

S. 31, 32, 48: Abbildungen vom Autor.
S. 30, 35, 39, 41: Kreisarchiv Biberach.